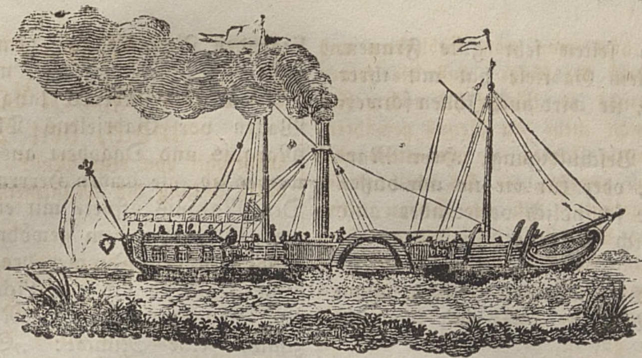
№ 13.

Donnerstag, am 29. Januar 1846.

Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern,



welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro **Quartal aller Orten franco** liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Der Protestanten Hort.

Was ist der Protestanten Hort
Gen ihrer Feinde Schaaren?
Das ist das freie Glaubenswort,
Das sie beschützet hier und dort
Schon seit dreihundert Jahren.

Wo findet sich das Wort so frei?
Im heil'gen Muth, dem alten:
Ihr sollet prüfen sonder Scheu,
Verwerfen den verdorb'nen Brei,
Das Gute nur behalten.

Wer kündet uns, was gut, was schlecht?
Der Geist, von Gott gegeben.
Das ist der Prüfstein wahr und echt,
Der zeiget erst dem Menschen recht
Den Weg zum wahren Leben.

Drum lassen wir das freie Wort
Uns niemals, niemals rauben,
Erstehen uns auch fort und fort
Viel arge Feinde hier und dort,
Wir halten fest den Glauben.

Und gält es heißen Kampf und Streit,
Wir sind zum Streit gerüstet;
Herbei ihr Feinde weit und breit,
Herbei, wenn uns're Tapferkeit
Zu prüfen euch gelüstet!

Cz.

Die Schauspielerin.

(Schluß.)

Das Ende.

Dagobert war, von seinem kleinen Ausfluge zurückgekehrt, nach Gabrielens Wohnung geeilt, und hatte sie nicht angetroffen. Er fand in seinem Hause eine Einladung, bei dem Herrn Grafen zu Mittage zu essen, und nahm sie an. Er traf den Marquis dort, man aß sehr gut, und trank sehr viel. Am Ende der Mahlzeit, als die Köpfe etwas erhitzt waren, fragte der Marquis, anscheinend sehr theilnehmend: ob es wohl wahr sei, daß Dagobert Gabrielen heirathen würde? Dagobert bejahte es sehr bestimmt, und der Marquis erklärte, Dagobert verstehe sehr gut Comödie zu spielen, denn es könne ihm doch unmöglich Ernst mit einer Verbindung sein, die ihm Jedermann verdenken würde. „Lassen Sie," sagte der Graf, „Fräulein Gabriele hat sehr viel Geld."

„Wohl," entgegnete der Marquis, „die harten Thaler können manchen wunden Fleck bedecken."

Dagobert sprang wüthend auf. „Meine Herren, ich hoffe, Sie wollen mich nicht beleidigen; Gabriele ist so gut wie meine Gattin, und ich werde Sie vielleicht schon morgen zu meiner Verlobung einladen können. Ihr Geld hat mich wahrlich nicht angelockt — aber sie ist ein reizendes Mädchen."

„Gewesen," sagte der Marquis bitter, „aber ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, mein Freund, allzu

reizende Mädchen werden selten sehr gute Frauen. Und Sie wissen ja, Fräulein Gabriele hat mit ihrer Gunst schon oft gewechselt, sie wird auch Ihnen schwerlich lange treu bleiben."

„Das ist eine freche Beschuldigung, Herr Marquis, die Sie mir beweisen, oder für die sie mir büßen sollen. Man hat Gabriele schändlich verleumdet auch bei mir, aber ich habe mich überzeugt, daß man ihr Unrecht thut."

„So lassen Sie mich Ihnen die Ueberzeugung verschaffen," sagte der Marquis, „daß wir ihr nicht Unrecht thun."

„Nun darauf wäre ich neugierig."

„Die Neugierde soll Ihnen bald gestillt werden. Wir meinen es wahrlich gut mit Ihnen, und wir bedauern, daß Sie in die Schlingen der schlauen Dame gefallen sind."

Dagobert wollte reden, der Marquis ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Still, still!" sagte er, „ich werde Ihnen zeigen, daß wir nicht in der Luft herumtappen. Man hat Ihnen gesagt, Gabriele sei abwesend, Sie sind belogen, sie ist hier und giebt heute Abend einem ihrer alten Liebhaber ein Rendezvous; dabei bedurfte sie freilich Ihrer nicht, Herr Dagobert. Gabriele ist nicht erste Liebhaberin allein, sie ist auch erste Intriguantin."

Dagobert wurde nachdenkend. „Es wäre entsetzlich, wenn Sie die Wahrheit sagten."

„Ich werde Ihnen den Beweis für die Wahrheit meiner Aussage liefern, aber nur unter einer Bedingung: Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß es nie über Ihre Zunge kommt, wie Sie in den Besitz dieser Wahrheit gelangt sind."

„Ich gebe es."

„So hören Sie: Durch einen gewissen Umstand ist es mir möglich, in das Zimmer zu gelangen, das neben dem Boudoir Gabrielens liegt, und nur durch eine dünne Wand von diesem getrennt wird. Sie sollen mit mir dahin kommen und Zeuge des Rendezvous werden. Aber Sie geben mir ferner Ihr Wort, daß Sie bis zum nächsten Morgen sich ganz ruhig verhalten."

Dagobert gab es, er versprach Abends zwölf Uhr den Marquis in seiner Wohnung abzuholen, und man trennte sich.

Triumphirend ging einige Stunden darauf der Marquis in seinem Zimmer auf und nieder und ertheilte seinem gewandten Kammerdiener Louis die nöthigen Instruktionen. „Also das Mädchen hat Dir sicherlich versprochen, Dich am Abend zu erwarten, und Du wirst um zwölf Uhr mit ihr nach dem Maskenball fahren. Das paßt vortrefflich. Du kleidest Dich als spanischer Officier, hier hast Du Geld, besorge den Anzug so brillant als möglich. Das Andere wird sich finden. Aber vergiß nicht, daß Du sie in das Boudoir ihrer Herrin lockst, und daß die Thür des nebenan liegenden Zimmers mit dem Ausgang nach dem Flur nicht von innen verriegelt wird."

Es war Abends lange nach eilf Uhr, als ein Wagen vor Gabrielens Thüre hielt, aus dem der Marquis und Dagobert ausstiegen. Der Wagen fuhr wieder ab, die beiden Herrrn waren in der Belle-Etage. Der Marquis öffnete mit einem Nachschlüssel ein Zimmer, das außer dem gewöhnlichen Entree auf den Flur stieß. In dem Zimmer brannte eine Lampe trübe und düster, als ob sich das Licht der Intrigue schäme, die jetzt gesponnen wurde. Man hörte aus dem Nebenzimmer eine Stimme: „So ist er endlich herbeigekommen der Augenblick, in dem ich meine langgehegten Wünsche endlich erfüllt sehe."

„Wird Ihnen der Verrath nun klar?" fragte höhnisch der Marquis den Schauspieler Dagobert, der zerknirscht dastand, als ob ihm Jemand das Leben stehlen wollte, ohne daß er den Dieb verhindern konnte.

Man hörte noch mehr. Eine weibliche Stimme mischte sich unverständlich darein. Der sonst so gleichgültige Dagobert wurde warm und wild.

„Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben," bedeutete ihn der Marquis; und Dagobert wurde zahm wie ein Lamm, das sich schlachten läßt.

So verging eine halbe Stunde. Es schlug zwölf Uhr. Die männliche Stimme ließ sich noch einmal deutlich vernehmen. „Ich kehre gleich zurück, binnen wenigen Minuten wird uns der Wagen zu Freude und Wonne führen."

Die Thüre knarrte.

„Wollen Sie Ihren Nebenbuhler sehen?" fragte höhnisch der Marquis. Dagobert machte eine bejahende Bewegung des Kopfes, der Marquis öffnete die Thüre — Beide sahen einen Mann in glänzender Uniform mit dem Federhut auf dem Kopfe die Treppe hinuntereilen.

Dagobert war fast sprachlos von Schmerz und Wuth zugleich bewegt. „Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Marquis!" waren die einzigen Worte, die er sagte. Der Marquis reichte seinen Arm, verschloß hinter sich wieder das Zimmer, sie waren bald auf der Straße und im Zimmer des Marquis, wo Dagobert erschöpft auf einem Sessel zusammensank.

Der Schlaf ist eine wunderbare Macht, der einzige Trost der Mühseligen und Beladenen, weil er sie auf wenige Stunden Mühsal und Leid vergessen läßt und die Sorgen begräbt; ein stiller Hafen der Verzweifelten, weil er das verzweifelnde Bewußtsein auf Augenblicke vernichtet, um es beim Erwachen vielleicht furchtbarer auferstehn zu lassen. Der Schlaf erbarmte sich Dagoberts, er schlief in dem Sessel so fest, daß ihn der Marquis fast darum beneidet hätte. Aber nur wenige Stunden — es war Morgen geworden — er erwachte.

„Was denken Sie nun, Herr Dagobert?" fragte höhnisch der Marquis, der keine Minute geschlafen,

sondern immer nur über seinen finstern Entwürfen gebrütet hatte.

„Ich denke nichts mehr, aber ich werde handeln," erwiederte Dagobert, und stürmte aus dem Zimmer, als ob es ihm zu eng würde.

An dem Abend, wie unsere Leser erfahren haben, sollte auf dem Hoftheater Emilia Galotti gegeben werden. Gabriele war am Morgen erst nach der Residenz zurückgekehrt. Sie schrieb an Dagobert und bat ihn um einen schnellen Besuch — er kam nicht. Eine Stunde vor Beginn der Vorstellung erhielt sie folgende Zeilen:

„Mein Fräulein, Ihre Schamlosigkeit übersteigt jeden Begriff — aber Ihre Comödie ist ausgespielt. Ich hasse Sie, wie ich ehedem Sie geliebt haben könnte. Aber nein, Sie sind zu niedrig für meinen Haß. Ich habe Urlaub, ich verlasse nach der Vorstellung diese Stadt und hoffe nicht, daß Sie mit weitern Zumuthungen mich belästigen werden.

Dagobert."

Gabrielen war's, nachdem sie diesen Brief gelesen, als hätte sie ihr Todesurtheil gehört, aber die Stunde der Vorstellung nahte heran — sie mußte spielen.

Schauspielerinnen und Schauspieler spielen oft mit zerrissenem Herzen, mit zerrissenerem war vielleicht noch Niemand aufgetreten. Aber das Aergste war Gabrielen noch nicht begegnet — sie wollte eben in ihre Garderobe treten, als der Marquis sie um ein Wort bat. „Es thut mir leid," begann er, „Sie jetzt von einem Irrthum befreien zu müssen, aber ich bin es meiner Ehre schuldig, Sie nicht länger in diesem Irrthume zu lassen. Sie erinnern sich, daß ich einst selbst der Ankläger des Herrn Gustav war, ich will jetzt seine Rechtfertigung übernehmen. So eben bin ich durch einen Zufall zu einer traurigen Wahrheit gekommen: Gustav ist unschuldig, es war eine Wahnsinnige, die in seiner Person sich geirrt hat."

Gabriele hörte den Marquis nicht weiter an, der, wie es schien, ihr noch Manches zu sagen hatte. Sie eilte nach der Garderobe, kleidete sich an, trat auf — sie war dem Publikum noch nie reizender erschienen, als gerade heute. — Dagobert gab den Prinzen. Meine Leser werden wissen, in was für Situationen sich an diesem Abend Dagobert und Gabriele befanden. Der fünfte Akt kam. Emilia hatte vom Odoardo den Dolch empfangen. „Wenn ich ihn auch nicht kenne — ein unbekannter Freund ist auch ein Freund, geben Sie mir ihn," sagte sie mit einem herzzerreißenden Tone. Odoardo gab ihr den Dolch, sie gab ihn nicht zurück — sie durchbohrte sich.

Der Vorhang fiel. Das Publikum verließ entsetzt das Haus der Freude. Der Graf und der Marquis fanden sich unter den vielen vornehmen Herren auf der Bühne ein, welche die Ursache des Jammers in Erfahrung bringen wollten. Gabriele hatte ihr Herz getroffen — sie verschied.

„Ich habe mein Wort gehalten," flüsterte der Marquis dem Grafen zu, „und" — da stockte seine Sprache. Ein Schlagfluß hatte ihn gelähmt, er wurde bleich, heute nach seinem Hause, nach wenig Tagen in das Irrenhaus gebracht. Gabriele erhielt ein ehrliches Begräbniß — der Theaterarzt wollte schon bei ihrem ersten Auftreten an diesem Abend Spuren des Wahnsinns bemerkt haben.

Das Intelligenzblatt und die Zeitungen der Residenz enthielten wenige Wochen nach dem Abend die Anzeige: „Der Reichsgraf und Standesherr N. N. habe aus Lebensüberdruß sich erschossen."

Das war das Ende einer Schauspielerin und eines Reichsgrafen. — Wir überlassen dem Leser weitere Betrachtungen.

Miscellen.

Die Augsburger Allg. Zeitung bringt aus Mähren folgende Aufschlüsse über die im Berliner Arbeitshause weilende angebliche Enkelin des Feldmarschalls Laudon. Glücklicher Weise ist auch nicht ein Wort an der Geschichte wahr, und noch manches greise Haupt lebt, das unter Laudon's Befehlen die ersten Waffen getragen, und Zeugniß geben kann. Der Feldmarschall Laudon hatte keine Kinder; der einzige Erbe seines Namens und Vermögens war sein Neffe, später als General gleichfalls nicht ohne anerkanntes Verdienst; dieser hatte nur einen einzigen zu Wien lebenden Sohn. Wohl aber ist dem Schreiber dieser Zeilen bekannt, daß Laudon bei der Erstürmung von Belgrad sich eines verlassenen, herumirrenden türkischen Mädchens von 3—4 Jahren annahm, es, nach seinem Namen Ernst, Ernestine taufen ließ, und ihr, ich weiß nicht mehr welchen Beinamen gab. Später kam das Mädchen zu den Ursulinerinnen zur Erziehung, machte denselben aber geringe Ehre. In Laudon's Hause entwickelte sie keine löblichen Tendenzen, dennoch hinterließ ihr der Feldmarschall ein Legat von 12,000 Gulden; sie heirathete einen Bilderhändler, der sich von ihr scheiden ließ, kam dann als Gouvernante nach Polen, später zu einem Rittmeister nach Ungarn. Ihre weiteren Spuren weiß ich nicht zu verfolgen, sie könnten aber leicht in das Berliner Arbeitshaus führen. Diese Notiz mag einerseits dazu dienen, diese den österreichischen Staat, wie Laudon's Familie entehrende Sage zu widerlegen, andererseits dürfte sie vielleicht der Berliner Polizei Anlaß geben, auf diese völlig begründeten Angaben hin die persönlichen Verhältnisse der vorgeblichen Enkelin Laudon's nochmals zu constatiren.

Dreierlei Dinge erkennt man nur bei dreierlei Gelegenheiten: die Tapferkeit im Kriege, den Weisen im Zorn, den Freund in der Noth.

Reise um die Welt.

, Man wundert sich, daß die freien Städte keinen Theil an der evangelischen Kirchen=Conferenz nehmen. Auf die erfolgte Einladung des Ober=Consistorialrath Snethlage soll Hamburg erwiedert haben, daß seine politische zu sehr mit der kirchlichen Verfassung verwebt sei, um an obiger Conferenz Theil nehmen zu können. Bremen dagegen soll erwiedert haben, daß es das Gewünschte bereits besitze, und Lübeck wolle sich nach Umständen den Beschlüssen fügen. Frankfurt führte an, daß es bei den jetzigen religiösen Wirren und seiner katholischen Bevölkerung sich nicht noch mehr Unruhe auf den Hals bürden wolle. Die Hamburger Geistlichkeit ist sehr entrüstet gewesen, daß Herr Ober=Consistorialrath Snethlage in geistlichen Angelegenheiten noch nicht an den Senior des Ministerii, sondern an den Syndicus Kaufmann gewiesen wurde.

, Die Bremer Zeitung läßt sich schreiben, Berlin habe bis jetzt alle seine eigenen Projecte, wie weiland Saturn seine Kinder wieder verschlungen und durch die zersetzenden Gifte seines Verstandes, seines Witzes, seiner Reflexion und Privatinteressen, die sich immer unter einander verklagen, wie die Gedanken der Heiden, wieder in Atome, in „Urbrei" aufgelöst. Berlin scheint nichts Praktisches durchsetzen zu können, es ist die Stadt des Verneinens, des Geistes, der stets das Gute will und stets das Böse schafft, ein gewendeter Mephistopheles. Das Einmischen der Polizei in All und Jedes und das unablässige Bevormunden trägt von alle dem einen großen Theil der Schuld. — Armer Correspondent, Du hast gewiß zu diesem Artikel eine sehr unglückliche Stunde gewählt!

, Einer der Berliner Censoren, Geh. Hofrath John, der die Censur der dasigen politischen Zeitungen lange verwaltet hat, zieht sich jetzt von seiner Stellung, die ihm jährlich gegen 6000 Rthlr. einbrachte, zurück, und ist diese Censur dem Assessor v. Madai, einem vielseitig gebildeten und mit den Zeitverhältnissen sehr vertrauten Manne, übertragen worden. Herr v. Madai hat schon in frühern Stellvertretungen gezeigt, daß er den Geist der Censur=Instruction sehr wohl zu würdigen versteht, und nicht nach dem Buchstaben allein richtet.

, Es geschehen Zeichen und Wunder. Die allgemeine Berliner Kirchenzeitung hat sich gegen das protestantische Concil empört, und die ruhige alte Augsburgerin spricht so keck und kühn, als erschiene sie gar nicht mehr in Baiern. Wir können nicht einmal versuchen, ihre Mittheilungen über die preußischen Landtags=Abschiede drucken lassen zu wollen.

, In Zerbst ist eine Aufforderung an sämmtliche Anhaltsche Advokaten zur Berathung ergangen über die Mittel und Wege, um ihre Mandanten in Besitz ihrer Forderungen an die herzogliche Kammer in Köthen zu bringen. Zu dieser Berathung wird zuvörderst ein neues Haus gebaut werden.

, „Die Kartoffelkrankheit von 1845" ist der Titel eines neuen Vaudevilles, welches auf dem Palais=Royal=Theater zu Paris unter großem Zulauf gegeben wird.

, Der Breslauer Zeitung wird aus Pleschen geschrieben: „Nach Sturm folgt Windstille: Die politischen Zuckungen sind spurlos verschwunden, nur empfindliche Nachwehen sind geblieben und werden hie und da noch lange schmerzen." Die Correspondenten scheinen von nun an immer in Zeichen und Bildern reden zu wollen. So sagt ein Artikel der Bremer Zeitung auch: „Die Locomotive der religiösen Zeitinteressen pfeife gegenwärtig auch wo anders, als grade in Berlin."

, In einer neulichen Sitzung der Kammern der Abgeordneten in Karlsruhe brachte der Abgeordnete Zittel ein Büchlein zum Vorschein, das den Titel führte: Die Rongerei und die Badischen Landstände. Der Abg. Zittel sah die Schmähschrift nur für ein Zeichen an, daß die Presse so gut wie frei sei, wünschte aber die Freiheit auch auf protestantische Schriften ausgedehnt zu sehen.

, Die Königsbergerin lehnt in einem „Eingesandt" sich gegen den hohen Preis von 35 bis 45 Sgr. für einen Hasen auf. Wir können ihr billigere Hasen nachweisen.

, In Memel soll sehr große Aufregung wegen der dortigen Einstellung des Chausseebaues und wegen der eingeführten Branntweinsteuer herrschen.

, Die neue, nach dem pennsylvanischen System erbaute Strafanstalt in Berlin naht sich täglich ihrer Vollendung, aber man zweifelt, daß sie in der beabsichtigten Weise benutzt werden wird.

, Das neue Lustspiel des Dr. L. Schubar: „Keine Jesuiten mehr" wird überall mit vielem Beifall gegeben, und ist in Hamburg ein wahres Kassenstück geworden.

, In München ist ein fremder Professor angekommen, der allen Stotterern und Stammlern guten Rath ertheilt und sie für ein mäßiges Honorar von ihrem Uebel befreit. Seine einfache Methode soll sich bewähren.

, Der Herzog von Nemours hat sich jetzt nur 150 Jagdhunde angeschafft, die sämmtlich mit Bedienung im Schlosse Fontainebleau eingezogen sind.

, Die Republik Krakau hat die Lotterieen aufgehoben.

, Die russische Regierung hat die Ausfuhr aller Getreidesorten (Weizen ausgenommen) aus Polen verboten.

, Die Mainzer Carnevalszeitung enthält in ihren Fragen und Antworten einige höchst witzige. Unter Andern: „Wie tief muß ein Mensch sich beugen, um eine hohe Würde zu erlangen?" — Oft so tief, bis er unter aller Würde ist. — „Warum ist es eine Wohlthat, daß der Mensch nur einen Hals, aber zwei Beine hat?" — Damit die großen Diebe zweimal davonlaufen, und die kleinen nur einmal gehängt werden können. Endlich: „Welches Land hat die meiste Aehnlichkeit mit dem Himmel?" — Oesterreich; denn es ist voller Gnaden. — Mit diesem himmlischen Witz schließen wir heute die Reise um die Welt, auf der wir leider sehr selten nach Oesterreich kommen.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.

№ 13. Am 29. Januar 1846.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes ist fast in allen Orten der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Die Grundlage des evangelischen Concils in Berlin.

Wir theilen heute auch unsern Lesern die Punctation mit, die Dr. Snethlage und Dr. Ruppstein in Loccum entworfen haben und die als maßgebend für das evangelische Concil zu betrachten ist.

„Von dem allergnädigsten Vertrauen unserer Monarchen berufen zu einem Austausche von Ideen über das, was der evangelischen Kirche Deutschlands zu ihrer Befestigung und Entwickelung in der Jetztzeit noth sein dürfte, und zur Entwerfung des Plans einer vorläufigen Verständigung der deutschen Fürsten zur Förderung eines gesunden christlichen Lebens ihrer evangelischen Unterthanen durch gleichartige Maßnahmen und Einrichtungen sowie einer auf diesem Wege der Verständigung herbeizuführenden Einigung der evangelischen Kirche des deutschen Vaterlandes auf möglichst gleichartigen Grundlagen, sind wir am 26. August d. J. zu Loccum zusammengetreten, haben an diesem und den folgenden Tagen unsere Gedanken ausgetauscht, und legen nunmehr als das Ergebniß unserer Verhandlungen nachstehende Ansichten und Anträge zu allerhöchster Einsicht vor.

Je länger wir uns mit dem Gegenstande der uns gewordenen hochwichtigen Aufgabe beschäftigen und ihre verschiedenen Veranlassungen, Richtungen und Beziehungen ins Auge fassen, desto entschiedener und vollständiger hat sich nicht nur ihre Bedeutung gerechtfertigt, sondern ist uns auch ihr Ziel und ihre Gestalt unter Vergleichung des vorhandenen Bedürfnisses mit den bestehenden thatsächlichen Verhältnissen und der Idee der evangelisch-protestantischen Kirche klar geworden. Es ist seit mehren Jahrzehnden in den verschiedenen evangelischen Ländern Deutschlands ein Ungenügen an den bestehenden kirchlichen Einrichtungen in Beziehung sowohl auf Kirchenordnung als auf die kirchlichen Erbauungsmittel und Cultusformen erwacht, und der Tadel, welcher sich anfänglich mehr in wissenschaftlichen Werken und deren Beurtheilung ausgesprochen hatte, ist nunmehr auch in weitern Kreisen unter dem Volke selbst verbreitet und thut im öffentlichen Austausche durch Stimmen der Unzufriedenheit und des Verlangens nach einer angemessenen Gestaltung der kirchlichen Dinge sich kund. Wenn es nun schon bedenklich ist, daß manche dieser an sich wohlmeinenden Stimmen, unter leicht erklärlichem Beifalle der Menge Derer, die von einem kirchlichen Bewußtsein nicht getragen werden, bei ihren Reformenplanen nur von politischen Analogien, und zwar solchen ausgehen, deren Heimath weniger diesseits des Rheins als jenseits zu suchen sein dürfte, so wird die Gefahr um so größer, als sowohl der politische Radicalismus der Zeit, als eine Gott und Sittlichkeit, wie viel mehr Christum und seine Kirche negirende Wissenschaft jenes überall mehr oder weniger gefühlte Ungenügen an den kirchlichen Einrichtungen mit Erfolg auszubeuten sucht.

Unter diesen Umständen wird es ebenso zur Pflicht des Kirchenregiments, unbillige Anforderungen und Reformbestrebungen mit Entschiedenheit zurückzuweisen, als es die Pflicht und Vorsicht einer besondern Kirchenleitung erheischt, den billigen Wünschen entgegenzukommen und die vorhandenen wirklichen Bedürfnisse ins Auge zu fassen und ihnen abzuhelfen. Hat es aber, so wie die Sachen jetzt stehen, und bei den Zeitbestrebungen, die mehr oder weniger in allen deutschen Ländern sich zeigen, für die einzelne Landeskirche mehrfache Schwierigkeiten und Bedenken, durch zeitgemäße kirchliche Maßnahmen der Kirche Schutz und Förderung ihrer wahrer Interessen zu gewähren: so kann es nur für höchst wünschenswerth und nöthig erachtet werden, daß, was in den einzelnen Ländern für den in Rede stehenden Zweck geschieht oder geschehen muß, im möglichsten Einverständniß und mit dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Landeskirchen geschehe, damit, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, ein gemeinschaftlicher Character im Geist evangelischer Wahrheit und Freiheit die Beförderung des kirchlichen Lebens im evangelischen Deutschland bezeichne, und der Kirche durch ruhige Prüfung jedes wirklichen Bedürfnisses unter steter Berücksichtigung des göttlichen Worts und der gesetzlichen Grundlagen des bisherigen Zustandes ein gründliches und nachhaltiges Gedeihen verschaffe.

In einer solchen Verständigung über Das, was der evangelischen Kirche noth thut im Allgemeinen und Wesentlichen, fände jeder Theil eine Belehrung und Ermuthigung, um nach dem gemeinsam Anerkannten die besondern Zustände und eigenthümlichen Bedingnisse der einzelnen Heimath und Stammesart zu behandeln. Eine solche Verständigung wäre in regelmäßiger Wiederkehr auch schon eine Einigung zur Gemeinschaft der Kirche im weitern Sinne zu nennen, welche, so weit diese Idee nach evangelischen Begriffen überhaupt und nach rechtlichen Voraussetzungen insbesondere zwischen verschiedenen kirchlichen Gebieten zu Stande kommen dürfte, doch hinreichend wäre, um ebenso

den die evangelische Kirche drückenden Vorwurf der Zersplitterung von Seiten ihrer Freunde und Gegner zu widerlegen, als auch dem evangelisch-protestantischen Bewußtsein eine unter allen Umständen heilsame Kräftigung und einen in Zeiten größerer Erschütterung willkommenen Halt zu verleihen.

Es muß jedoch bemerkt werden, daß für den angegebenen Zweck es einer organischen Vereinigung der einzelnen deutschen Landeskirchen zu einem Ganzen mit einer diese vereinigten Kirchen beherrschenden Centralgewalt eben so wenig bedarf, als eine solche Vereinigung mit den autonomischen Ansprüchen jeder einzelnen Kirche, wie sie zumal durch die Verfassungsurkunden mehrer deutschen Staaten begründet sind, sich vereinigen ließe.

Es erhellt ferner, daß auch in dem Sinne nicht von einer Verschwisterung der deutschen Landeskirchen die Rede sein könne, in welchem — nach der Analogie der deutschen Bundesstaaten — durch ein vertragsmäßiges Verhältniß rechtliche Verpflichtungen festgesetzt würden, denen sich das einzelne Mitglied des Bundes unterziehen müßte, weil auch hierdurch der autonomischen Stellung der verfassungsmäßig von einander abgegrenzten Kirchen leicht zu nahe getreten würde. Vielmehr kann es sich mit der beabsichtigten Annäherung oder Vereinigung der evangelischen Landeskirchen wohl nur von gemeinschaftlicher Berathung der Grundsätze und Maßregeln handeln, durch welche das Wohl der evangelischen Kirche in den deutschen Ländern gefördert, die Einheit in der Lehre gewahrt und bewahrt, größere Gleichheit in der kirchlichen Verfassung hergestellt und das christliche Leben der Kirchengenossen gehoben und bestärkt würde, — von einem Austausch der Erfahrungen und Ansichten, von einem Einverständniß über Bedürfnisse und Zwecke, auf deren Anwendung in seinem Kreise jeder Theil eingehen könnte, ohne daß er dazu in seiner Entschließung gebunden wäre. Aber auch schon in einer solchen unverbindlichen Verständigung der von einander unabhängigen Landeskirchen in den Willen der verschiedenen Theile, bei ihren Vornahmen, in kirchlichen Einrichtungen das Ganze im Auge zu behalten und sich, wenn es anders ihnen mit den bestehenden Grundsätzen verträglich und dem wirklichen Bedürfnisse entsprechend erscheint, sich zu gleichartigen Maßnahmen in der Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten zu entschließen, in der Uebereinkunft, von Zeit zu Zeit durch Abgeordnete sich über die kirchlichen Fragen und Bedürfnisse der Gegenwart oder nächsten Zukunft zu berathen, liegt eine Vereinigung, eine auf der Glaubensgemeinschaft ruhende Lebensgemeinschaft, wie solche der Idee des Protestantismus nicht nur nicht widerspricht, sondern die wahren sittlichen Zwecke der evangelischen Kirche als einer christlichen Lebensgemeinschaft im weitesten Umfange zur Verwirklichung führt.

Da die christliche Lebensgemeinschaft wesentlich in der Glaubensgemeinschaft ihren Grund haben muß, so ist für den Zweck der beabsichtigten Vereinbarung zunächst die Frage nach dem gemeinschaftlichen Glaubensbekenntniß in Erwägung zu ziehen. Dahin gehört: „ob Grund vorhanden sei, jetzt ein solches Bekenntniß zu geben, und ob es möglich sei, dasselbe so zu formuliren, daß alle Bekenner der evangelischen Lehre, wie verschieden auch ihre Bildungsstufe und ihre religiöse und dogmatische Richtung sei, dadurch befriedigt werden?" Ein Bekenntniß neben der heiligen Schrift ist unumgänglich erforderlich als Zeugniß über den Inhalt der heiligen Schrift, wie ihn die protestantische Kirche faßt und lehrt. Ohne ein solches fehlt es der Kirche an einem festen Mittelpunkte, woran die lebendigen Glieder sich erkennen, nicht sowohl als zwingende Vorschrift und Forderung für den Glauben und im Widerstreite mit der Gewissensfreiheit des Einzelnen, vielmehr als Zeugniß des Glaubens, in dem der Einzelne mit der Kirche, zu der er sich bekennt, übereinstimmen oder die Uebereinstimmung doch suchen soll, und als Norm für die Predigt und den Unterricht des christlichen Lehramts. Ein solches Bekenntniß aber abzufassen ist darum kein Grund vorhanden, weil es sich nicht von der Bildung einer neuen Glaubensansicht und Kirchengesellschaft, sondern von einer Vereinbarung der verschiedenartigen Bestandtheile einer längst bestehenden Kirche auf möglichst breiter und sicherer Basis handelt. Auch bedarf es einen neuen Bekenntnisses schon darum nicht, weil für die gesammten deutschen Landeskirchen eine gemeinschaftliche Bekenntnißschrift vorhanden ist in der Augsburgischen Confession. In dieser aber nicht allein, sondern auch in den übrigen Bekenntnißschriften, namentlich in den Landeskatechismen, aus welchen sich der Glaube des Volks nährt, in den Katechismen von Luther, in dem Heidelberger Katechismus sowie auch in dem Hannoverschen Katechismus und dem Württembergischen Confirmationsbüchlein u. a. m. sind die zwei Hauptlehren der evangelischen Kirche: die Lehre von der heiligen Schrift als Erkenntnißquelle der seligmachenden Wahrheit, und die von der Rechtfertigung durch den Glauben an Jesum Christum, enthalten: Grundlehren, zu welchen sich alle übrigen theils wesentlich, als nothwendige Voraussetzungen und Folgen, theils minder wesentlich verhalten.

In Beziehung auf die für die evangelische Kirche bestehenden Bekenntnißschriften muß nun hier zunächst die Kirche die Verbindlichkeit des Lehramts festhalten, nicht nach den eignen subjectiven Ansichten, sondern nach der Grundlage des Bekenntnisses das Evangelium zu lehren, und wenn auch hier in billiger Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes der Kirche und der Bildungsverhältnisse der Geistlichen die möglichste Nachsicht zu üben, und Denen, die auf der Grundlage des Bekenntnisses stehen, ihrer sonst etwa abweichenden Ansichten und Ueberzeugungen wegen die Anerkennung nicht zu versagen ist; so wird jedenfalls doch eine solche Lehre eben so wenig zu gestatten sein, die darauf ausgeht, den Grund zu zerstören, auf dem die Kirche erbaut ist, und ihre Lebensprincipien zu verwerfen, als die protestantische Kirche sich eine Lehre gefallen lassen könnte, die es sich zur Aufgabe machen wollte, Lehren und Grundsätze der römisch-katholischen Kirche, die jenen Principien zufolge Irrlehren und Mißbräuche sind, zu verbreiten.

In solcher Erwägung halten wir es für unerläßlich, daß behufs der beabsichtigten Vereinbarung der evangelischen

Landeskirchen die Theilnehmer zuvor ihre Einstimmung zu erkennen geben hinsichtlich des gemeinsamen Glaubensgrundes, und zwar zu einem Zeugniß, daß sie mit Anerkennung Aller in dem Gemeinsamen, mit Duldung eines Jeden in dem Uebrigen die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens zu halten, und ihrer Vereinbarung eben so wenig den Character des Indifferentismus als den der Ausschließung zu geben geneigt sind.

Auf dem Grunde dieser gemeinsam anerkannten Lehren würden alsdann durch die Fürsorge ihrer durchlauchtigsten Schirmherrn und Pfleger die deutschen Landeskirchen in dem oben angedeuteten Maß in eine Vereinigung zur Förderung des kirchlichen Lebens nach gleichmäßigen Grundsätzen treten, die eben so sehr den Character der Conservation, d. h. den Character der treuen objectiven Bewahrung des positiven Grundes der Kirche, als den Character der lebendigen kirchlichen Fortbildung auf jenem Grunde tragen würde.

(Schluß folgt.)

Theater.

Am 27. Januar. Die Zurücksetzung. Lustspiel in 4 Akten von Dr. Carl Töpfer. Hierauf: Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg. Posse in 1 Akt von C. v. Holtei.

Ueber das erste Stück haben wir bereits referirt. Die heutige zweite Aufführung bestätigte im Ganzen unser früheres Urtheil sowohl über das Ganze, als über die einzelnen Parthieen. Nur schien uns Herr Tschorni heute mit großer Unlust zu spielen, die ihm zu mehren Zerstreutheiten Veranlassung gab. Wir wollen den Grund dieser Unlust darin suchen, daß Herrn Tschorni diese Rolle (Baron von Heeren) nicht zusagt; aber er mußte sich doppelt anstrengen, um die vom Dichter so stiefmütterlich behandelte Figur nicht ganz fallen zu lassen. Auch einige Damen verspäteten sich einmal. Die zweite Aufführung eines Stückes müsste eigentlich die erste an Abrundung übertreffen.

Die Posse von Holtei erhielt durch das gute Spiel der Frau Lafrenz und des Herrn Pfuntner einigen Werth. —

R. Q.

Kajütenfracht.

— Am Sonnabend wurde der junge Mann, von dem die vorige Schaluppe erzählte, daß er wahrscheinlich durch fremde Hand den Tod gefunden habe, von Zoppot nach Danzig geschickt, um ein Incasso von circa 70 Thalern zu besorgen und zwei Briefe abzugeben. Der junge Mann dingt in Langfuhr den Fuhrmann S. zur Fahrt nach Danzig, von hier nach Praust, wo er ein Terzerol ladet, und endlich nach Dirschau. Seiner Person ist man noch nicht habhaft geworden. — Dies der Hergang der Sache, wie er aus glaubwürdiger Quelle uns mitgetheilt ist. Weiteres werden wir später mittheilen. —

— Der hoffnungsvolle Sohn des hiesigen Karpfenseiger's Schramm, der in der Nähe der Gebäude, in welchen die Takelage ꝛc. der Corvette aufbewahrt werden, Wacht hielt, lief Mittags $12\frac{1}{2}$ Uhr Schlittschuh, hatte das Unglück einzubrechen und ertrank. Fast nach drei Stunden gelang es, des Leichnams habhaft zu werden. Der junge Mann hatte im vergangenen Jahre selbst auf der Corvette die Seereise mitgemacht.

Erzählungen meines Barbiers.

„Wissen Sie schon, daß Danzig in Belagerungszustand versetzt ist?“ — Kein Wort. — „Ja, ja, Sie können sich darauf verlassen.“ — Sie setzen mich in Erstaunen; ist das etwa in Folge der Unruhen geschehen, welche man muthmaßt oder befürchtet und wegen deren auch Thorn dasselbe Schicksal erlitt? — „Dieses weiß ich nicht zu sagen, das Factum aber ist richtig: Danzig ist im Belagerungszustande.“ — Aber seit wann denn? — „Seit vorigem Dienstag Mittag zwölf Uhr.“ — Hören Sie mein Lieber, das hat man Ihnen aufgebunden! — „Auf Ehre, es ist wahr!“ — Aha, wenn Sie sagen: auf Ehre, so ist es nicht wahr; Sie wollen mir also wissentlich etwas aufbinden; — seit Dienstag, das müßte ich doch auch erfahren haben. — „Nun, wenn Sie es nicht glauben wollen, so kann ich allerdings dazu nichts thun, als die geringe Glaubwürdigkeit bedauern, in der ich bei Ihnen stehe; ich kann Ihnen jedoch versichern, daß Danzig in Belagerungszustand versetzt ist und zwar in Folge eines Manoeuvers unseres Militairs.“ — Ja so, das ist etwas Anderes.

„Daß ich Eins nicht vergesse. Die Verschönerungen unserer öffentlichen Vergnügungslokale nehmen ungemein zu. So ist der Saal des Hotel de Leipzig neu und geschmackvoll decorirt und Herr Musikmeister Voigt wird nächsten Sonnabend ein brillantes Concert nach Art der Strauß'schen dort veranstalten. Sie werden eine frohe Stunde dort verleben können, versäumen Sie ja nicht, hinzugehen.“

Provinzial-Correspondenz.

Neuteich, den 26. Januar 1846.

Erstaunen Sie nicht, Herr Dampfboot-Capitain, wenn Sie eine Correspondenz aus Neuteich erhalten? — Es ist Ihnen gewiß von diesem Städtchen noch nie Kunde geworden, da Sie erst kurze Zeit unsere Gewässer befahren, deshalb sei es mir erlaubt, Ihnen zuerst die geographische Lage desselben zu schildern, ehe ich zu dem Wesentlichen des Berichtes schreite. Unsere Stadt bildet den Mittelpunkt des großen Marienburger Werders, der Gegend, in der „Milch und Honig fleußt“, und in der eine einzige Dorfgemeinde — wie die Sage spricht — für ihren Ungehorsam gegen den Lehnsherrn, den damaligen Hochmeister der

Ordensritter, von demselben zur Strafe erhielt, den Mörtel zum Bau eines kolossalen Thurmes in der Ritterburg, statt mit Wasser, mit Buttermilch zuzubereiten, und noch heutigen Tages steht dieser sogenannte „Buttermilch-Thurm", den Jahrhunderten Trotz bietend, wohlerhalten an dem Ufer der Nogat und schaut wehmüthig über den Strom nach den Gräbern seiner Erbauer und hat nur noch die Freude, von jedem Durchreisenden als Curiosum betrachtet zu werden. Ich hoffe Sie werden jetzt über die Lage orientirt sein, da Sie hören, daß unsere Stadt nicht weit entfernt von dem stolzen Schlosse der Hochmeister zu Marienburg liegt, dessen innere und äußere Schönheit schon mancher Dichter mit Recht besungen hat. — Nun zur Sache. — Am 16. Januar d. J. hatte unser allbeliebte und würdige Bürgermeister und Compagnieführer der Landwehr des Kreises, Herr Hauptmann Knoff 25 Jahre sein Amt als Magistrats-Vorstand zur Zufriedenheit aller Gutgesinnten verwaltet, war also fünf Mal von den Bürgern zu ihrem Vorsitzer wieder erwählt, was gewiß ein sehr seltener Fall und ein Zeichen seines ehrenwerthen Characters ist. Zum Beweise der Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt hatte sich die wohlhabendere Klasse, größtentheils aus Ackerbürgern bestehend, vereinigt, um diesen Tag möglichst feierlich zu begehen. Am frühen Morgen erweckte ein vierstimmiger Männergesang und ein Choral, von den Schülern der Stadtschule gesungen, den Jubilar. Darauf überreichte eine Deputation von Magistratsmitgliedern demselben im Namen der Stadt einen geschmackvollen silbernen Pokal und die hieselbst wohnende ziemlich zahlreiche Judengemeinde bezeigte ihre Hochachtung für den Gefeierten durch Ueberreichung einer schweren silbernen Tabatiere. — Doch nicht nur seine nächste Umgebung hatte sich des Tages seines Amts-Antritts erinnert, sondern auch seine vorgesetzte Behörde, die Königl. Regierung, erfreute den wackern Mann durch ein Belobigungsschreiben. Der Abend fand seine Freunde im Ressourcen-Lokal versammelt, woselbst sie den Jubilar empfingen, und ein gemüthlicher Ball beschloß die Feier, deren Vorbereitungen schon längere Zeit die Gemüther beschäftigt hatte und die zugleich in das einförmige Winterleben unserer Stadt, dessen Bewohner größtentheils Ackerbau treiben, mehr Abwechselung brachte. — Sollte es Ihnen genehm sein, so werde ich fortfahren, Ihnen für die öffentliche Besprechung passende Vorfälle unserer Gegend mitzutheilen. G.

Briefkasten.

1) An R. Ihr Gesuch ist an das betreffende Collegium abgegeben, aber von dem Vorsteher nicht angenommen worden. 2) An L. Wird benutzt, so bald als möglich. 3) An N. N. Heute ist Ihr Aufsatz über die Mennoniten betreffend, in unsere Hände gekommen. Wird die Aufnahme noch gewünscht? 4) An G. in N. Wir bitten darum. D. R.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gerhard.

Berichtigung.

Die Broschüre: „Luther's Tod und Begräbniß rc." herausgegeben vom Consistorial-Rath Bresler, und debitirt durch die Gerhard'sche Buchhandlung, kostet in Danzig nicht 7½ Sgr., sondern 5 Sgr., auswärts 8 Sgr.

Druck und Verlag der Gerhard'schen Buchhandlung in Danzig.